

Angelika Feustel

OSTHIPPIE

Eine Jugend in Deutschland

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2011

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86268-333-8

Copyright (2011) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

*für meine Kinder,
Henk und Lord Knut*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

1. TEIL: ROT

21. August 1968

Seit Stunden laufe ich aufgereggt in der Wohnung hin und her. Alle paar Minuten lehne ich mich aus dem Fenster, wo die Oma schon Stellung bezogen hat, die Arme auf ein Sofakissen gestützt.

„Wann kommen sie denn endlich?“ stöhne ich zum wiederholten Mal ungeduldig. Meine Mutter, die gerade den Rest des Geschirrs vom Mittagessen abtrocknet, wirft einen Blick auf den Vater und zieht leicht die Augenbrauen hoch: „Du wirst es schon nicht verpassen“, meint sie nur.

„Das ist so spannend! Endlich ist in diesem Nest mal was los!“ Niemand erwidert etwas darauf.

Es ist ein heißer Tag. Die Sonne knallt in die Küche, aber heute sind die Rollos natürlich nicht heruntergezogen, im Gegenteil, die beiden Fenster stehen weit offen.

Die Familie wohnt an der Hauptstraße des kleinen Ortes Finkenberg – eine gute Ausgangsposition. Unten auf dem Bürgersteig drängen sich die Leute, alle scheinen auf den Beinen zu sein. Die Oma gibt regelmäßig bekannt, wen sie erspäht. Über die Straße hat man Schnüre mit bunten Wimpeln gespannt, von Schulkindern gebastelt. Rote Arbeiterfahnen und DDR-Flaggen hängen aus den Fenstern.

Die obligatorischen Plakate sind nicht zu übersehen: „Es lebe die ruhmreiche Rote Armee!“, „Der Sozialismus ist unbesiegbar!“, „Hoch lebe Leonid I. Breschnew!“

Plötzlich vibriert das Geschirr im Schrank. Der Boden bebt leicht.

„Sie kommen! Sie kommen!“, schreie ich und stürze ans Fenster.

Da! Rechts hinten über eine kleine Kuppe rollt ein Spähwagen, gefolgt von einigen LKWs.

Ich bin etwas enttäuscht: „Mann, da kommen ja nur Lastautos!“, murre ich.

„Wart's nur ab“, entgegnet der Vater, der hinter mir steht, „davon wackeln nicht die Gläser im Schrank.“

Und wirklich, der erste Panzer ist zu sehen! Langsam rollt eine endlose Karawane Militärfahrzeuge am Haus vorbei. Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr, es

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

stinkt nach Abgasen, Dunst steht in der Luft, aber die Menge jubelt. Die sowjetischen Soldaten sitzen auf den Panzern, manche winken.

„Was mach ich denn jetzt mit den Blumen?“, frage ich die Oma etwas unsicher. „Die habe ich doch heute früh extra gepflückt.“

„Na, du gehst eben runter und gibst sie irgendeinem Soldaten.“

Das habe ich mir vorgenommen, aber plötzlich traue ich mich nicht.

„Jetzt geh schon, sonst sind sie weg“, ermuntert mich die Oma. Ich hüpfte die Treppe hinunter und trete auf die Straße. Hier spürt man das Beben des Bodens noch stärker. Die Ketten der Panzer rasseln mit einem ohrenbetäubenden Lärm. Vor Schreck bleibe ich kurz stehen – so nahe war ich einem Panzer noch nie. Sie sind riesig! Es ist doch alles etwas unheimlich.

In der Schule haben wir natürlich im Russisch-Unterricht einen Begrüßungssatz gelernt. Aber zum Glück würde den sowieso niemand verstehen.

Als ein Panzer etwas langsamer fährt, reiche ich die Wiesenblumen einem der Soldaten, der nickt und sie ungerührt annimmt. Ich bleibe noch eine Weile stehen und beobachte die aufgeregten Menschen. Sie kreischen und winken, manche schütteln den Männern auf den Panzern die Hände. Es ist so unfassbar laut. Die Panzerketten, so scheint es mir, zermalmen das Kopfsteinpflaster. Wehe, wenn plötzlich jemand auf die Straße treten würde – er wäre unweigerlich verloren. Alles würde niedergewalzt.

Der schier endlose Zug, der ab und zu stoppt, weil die Linkskurve ein Stück weiter vorn recht eng ist, rollt trotzdem unaufhaltsam weiter. Einige Häuserecken in Finkenberg sind danach lädiert.

Aber Macht ist beeindruckend. Ich stehe unbeweglich da und starre die Militärkolonne an. Mit der Zeit habe ich das Gefühl, in meinem Kopf nur noch ein monotones Rauschen zu vernehmen. Ganz hinten im Gehirn spüre ich angesichts der geballten Staatsmacht auch Angst, die ich jedoch unterdrücke. Das darf ja nun nicht sein!

Und dann wird es plötzlich ruhig, friedlich. Sie sind abgedampft und die Stille erscheint für einen Moment wie ein unwirkliches Loch.

Ich gehe langsam die Treppe im Haus hoch, mein Vater sagt anerkennend:

„Das hast du gut gemacht!“

Ich bin stolz, dass ich es gewagt habe, meine Verbundenheit mit der siegreichen Sowjetarmee zu zeigen. Warum, weiß ich nicht so genau, ich bin ja gerade mal zwölf Jahre alt.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Der Rest des Wochenendes verläuft wie immer unspektakulär. Finkenberg versinkt wieder in Agonie. Außer dass in einigen Wohnungen RIAS gehört wird, aber das darf nicht nach außen dringen.

(Es ist ein wirklich historisches Ereignis: Die Sowjets marschieren in der Tschechoslowakei ein und beenden gewaltsam den „Prager Frühling“.)

Kapitel 1

Noch eine Woche Ferien und ein herrlicher Sommer!

Der gestrige Tag ist vergessen, alles scheint normal. Die Sonne brennt vom Himmel, keine Wolke ist zu sehen. Schon am Morgen ist die Hitze schier unerträglich.

Nach dem Frühstück tue ich das, was ich am liebsten in den großen Ferien mache: Ich hole das Fahrrad aus dem Keller und fahre in die Umgebung, um durch die Wälder zu streifen. Finkenberg, eine Gerade-mal-so-Stadt mit etwa sechstausend Einwohnern, bietet im Sommer absolut nichts, abgesehen vom Freibad. Ich bin froh, endlich alt genug zu sein – nach Ansicht der Eltern, die beide arbeiten –, nicht mehr an den ungeliebten Ferienspielen teilnehmen zu müssen, wo alle Aktivitäten vorgeschrieben und geplant sind.

Eben als ich das Fahrrad aus der Haustür schiebe, sehe ich aus den Augenwinkeln von links ein Pferdefuhrwerk kommen. Oh je, denke ich, jetzt aber schnell weg!

Der Bauer Hübner kommt gemütlich angezockelt, er wird wohl wieder auf der Fahrt zu seinem Feld vor unserem Haus Halt machen. Immer, wenn er hier vorbeikommt, kauft er bei Frau Sattler, der Hausbesitzerin, eine Flasche Bier. Sie unterhält einen kleinen Getränkevertrieb – in einem Kämmerchen neben der Haustür lagern ein paar Kästen Bier und Limonade.

Die Flasche trinkt er dann gleich aus und wechselt einige Worte mit Frau Sattler.

Für das Pferd ist es jedes Mal eine willkommene Pause – es lässt Wasser. Man könnte auch sagen: Ein Bach plätschert. Ich wohne mit meiner Familie im ersten Stock, genau über bewusster Stelle, die bereits gelb schimmert. Immer wieder stinkt es in der Küche nach Pferdepisse. Ich überlege kurz, ob ich das Fenster geschlossen habe und fahre schnell los.

Die Straße führt gerade aus dem Ort hinaus, über ein Bahngleis und macht eine Linkskurve Richtung Plauen. Es herrscht wenig Verkehr, nur Lastautos überholen mich ab und zu. Nun biege ich von der Hauptstraße ab und atme erst mal durch, denn der Gestank der Elster sticht nun nicht mehr in der Nase. Die Elster, ein Fluss, der in großem Bogen um die Stadt herum fließt, ist eigentlich die Entsorgungsmöglichkeit für die Chemiefabrik, die am Anfang des Ortes steht. Das

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wasser ist ungenießbar, das wissen alle Kinder. Nur Ratten halten sich am Ufer auf.

Ruhig radle ich vor mich hin, trotzdem konzentriert auf Schlaglöcher achtend. Kein Mensch ist auf der Nebenstraße zu sehen, ab und zu steht ein Häuschen am Straßenrand. Kurz vor dem Steinbergsee hupt es plötzlich laut hinter mir, fast lasse ich vor Schreck den Lenker los. Das Postauto fährt vorbei mit einem lachenden Fahrer. Blöder Kerl!

Jetzt biege ich in mein Lieblingstal ein, den Bünaer Grund, stelle das Rad ab und gehe zu Fuß weiter.

Dieses Tal ist wunderschön. Ein Bach schlängelt sich einige Kilometer hindurch, breite Wiesen voller Blumen steigen sanft rechts und links bis zum Waldrand hinauf.

Saftige Butterblumen, rote Taubnesseln und blaue, zarte Glockenblumen wiegen sich im Wind. Unter den Bäumen wachsen schlanke Rispen mit rosa Blüten. Es ist Fingerhut. An einer schattigen Stelle entdecke ich doch wahrhaftig Frauenschuh! Nur sehr selten gibt es diese Orchidee. Ich bin versucht, eine zu pflücken, aber dann denke ich, in der Vase ist sie schnell verblüht, also lasse ich es. Schließlich steht sie unter Naturschutz.

Ich überquere eine kleine Brücke und folge dem Pfad. Ein leichter Wind fährt durch das Gras, so dass es raschelt. Da schlägt plötzlich vor mir ein Hase einen Haken und verschwindet im Wald. Über mir zieht ein Raubvogel seine Kreise – die Stille scheint greifbar. Selten kommt ein Jäger durch, bäuerlich erschlossen ist dieses Kleinod nicht. Es riecht nach Sommer: Gras, das langsam trocknet, Wildkräuter, die Bäume verströmen den typischen Hitzeduft.

Der Wald atmet.

Ich kenne mich gut aus, verlasse den Pfad und lege mich aufs Moos in den Schatten einiger Fichten. Hier kann ich träumen – vom Leben in einer großen Stadt, von einer Jeans, vom umschwärmten Bernd. Es herrscht tiefer Frieden, den ich nur in diesem abgelegenen, kaum bekannten Tal finde. Ich hole tief Luft und werde ruhig. Kein Mensch weit und breit, niemand, der mich beobachtet, der mir Vorschriften macht. Hier darf ich ich selbst sein.

Irgendwann gehe ich zurück, ein Schwarm Spatzen fliegt schimpfend aus der Wiese auf.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Es ist so heiß, dass die Luft flimmert und der Teer auf der Straße anfängt, weich zu werden. Ich fahre an einem Feld vorbei in den Wald, wo es kühler ist. Im Gebüsch finde ich Himbeeren – köstlich! Hinter dem Steinbergsee fließt ein größerer Bach, der in manchen Kurven so tief ist, dass man darin schwimmen kann. An einer solchen Stelle hänge ich die Füße ins Wasser. Endlich eine Abkühlung! Der Bach plätschert munter vor sich hin, das Gemurmel wirkt einschläfernd. Aber es wird auch zusehends schwüler, die ersten Wolken türmen sich auf. Ich gehe ein Stück am Bach entlang und entdecke plötzlich einen Fisch. Hier gibt es Fische! Das ist vielleicht eine Neuigkeit! Das Wasser muss sauber sein!

Mir kommt eine Idee, und die muss ich unbedingt mit meinem Bruder besprechen. Da es außerdem nach Gewitter aussieht, fahre ich nach Hause.

Peter, der jüngere, aber von der Statur her größere Bruder, kommt erst später von einem Freund.

Ich begrüße ihn: „Du, ich habe heute was Tolles entdeckt!“

„So, was denn?“, fragt Peter.

„In dem Bach hinterm Steinberger See gibt’s Forellen!“

„Und die hast du gesehen?“

„Klar. Du, wir könnten doch morgen welche fangen.“

Peter ist einverstanden und wir fachsimpeln, wie wir am besten eines der Tiere aus dem Wasser holen könnten. Peter will sie mit der Hand fangen, ich werde eine Schnur mitnehmen, einen Angelhaken haben wir nicht.

Wir verbringen den nächsten Tag am Bach, aber die Forellen sind einfach zu schnell und nicht dumm! Peter stellt sich erst in den Bach und wartet – aber da kommt natürlich kein Fisch. Dann legt er sich an den Bachrand, doch das hat die Forelle auch schon gesehen – schwups, ist sie weg. Ständig höre ich Peter fluchen: „So ein Mist! Verdammt noch mal!“ Mir geht es nicht besser. Wenn ich die Schnur mit einem Bissen Brot ins Wasser halte, ist zwar irgendwann das Brot weg, aber der Fisch ebenfalls.

Unverrichteter Dinge fahren wir wieder nach Hause.

Peter hat noch eine andere Idee: „Ich weiß was Besseres: Wir könnten mal klettern.“

Ich murre: „Was, Klettergerüst ist doch langweilig.“

„Natürlich nicht dort, ich meine, auf einen hohen Felsen!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich staune: „Wie willst du das denn machen? Und wo?“

Peter hat schon einen Plan: „Draußen, wo der Zug kurz vor der Rentschmühle vorbeifährt, sind doch so große Felsen.“

„Aber die sind doch ganz steil!“

„Das ist es ja gerade! Wir machen ein Biwak!“

Wir wissen nicht, was ein Biwak ist, wie nehmen an, die Pause oben auf dem Gipfel. Und da es so nach Zwieback klingt, packen wir am nächsten Tag selbigen ein und nehmen die Wäscheleine aus dem Garten mit.

Es ist ein recht langer Weg mit dem Fahrrad bis zu den Felsen, über Feldwege, Pfade mit vielen Wurzeln, manchmal an der Eisenbahnlinie entlang. Peter rast vorneweg, ich mit hechelnder Zunge hinterher. Als wir ankommen, falle ich erschöpft ins Gras.

„Na, los geht's!“

Wir betrachten die Felsen, die nicht höher als dreißig Meter sind, aber Furcht einflößend wirken, und überlegen, wie wir klettern sollen. Jeder bindet sich ein Ende der Wäscheleine um den Bauch, Peter geht voran. Das Ganze dauert nicht lange, die Gefährlichkeit hält sich in Grenzen, schnell sind wir auf dem „Gipfel“ und machen „Biwak“.

Wie gut doch so ein fader Zwieback schmecken kann! In dem Moment fährt unten eine Dampflok vorbei.

„He, das ist auch mal toll, eine Lok von oben zu sehen“, meint Peter mampfend. Ich stimme zu. Unter uns ist das silbrige Band der Elster zu sehen, von hier oben ein schöner Anblick – man riecht ja nichts.

So gehen die Sommerferien dem Ende entgegen und ich denke mit unguuten Gefühlen an die Schule – wie jeder Schüler nach acht Wochen Nichtstun!

Vor dem Schulbeginn am ersten September liegt noch ein Wochenende, das wir, die Familie Stichling, gemeinsam verbringen. Das heißt, den Sonntag, denn am Samstag arbeiten die Eltern bis mittags. Der Sonntag verläuft wie immer: Vormittags schälen Peter oder die jüngere Schwester Doris und ich mit dem Vater Kartoffeln, aus denen meine Mutter Klöße macht, Thüringer grüne Klöße. Dazu gibt es Fleisch, das seit einigen Stunden auf dem Herd schmort. Eingekauft mit einigen Stunden Anstehen beim Fleischer.

Nach dem Mittagessen gehen wir fünf sonntäglich gekleidet durch den Ort – meistens bis zum Kino und wieder zurück –, wobei wir andere Spaziergänger

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

treffen, die das gleiche Ritual absolvieren und die Familie beziehungsweise den Vater kennen.

Er ist Betriebsleiter im größten Textilbetrieb der Stadt. Mir fällt es schwer, ständig Leute zu grüßen, die das von mir erwarten, denn ich bin ziemlich schüchtern.

Nach dem Spaziergang essen wir Kuchen, gegen Abend hört der Vater im Radio Sportberichte. Ich hasse diese Fußballübertragungen, denn sie läuten das Ende des Wochenendes ein. Und das heißt, triste, graue Langeweile erwartet mich wie jede neue Woche, immer das Gleiche in der grauen Stadt.

Sowieso ist Finkenberg Langeweile pur, obwohl – aus der Vogelperspektive betrachtet – die Lage der Kleinstadt besonders malerisch erscheint. Sie liegt in einem breiten Talkessel, von der Elster fast kreisrund zur Hälfte umflossen, ringsum von sanften Bergen umgeben, die bis oben bewaldet sind und viele schöne Aussichtspunkte bieten. Der Stadtname besteht zu Recht – jede Menge Finken zwitschern in den Bäumen.

Ein relativ großer Marktplatz, leicht abschüssig, bildet mit Rathaus, Bushaltestelle, Konsum, Eisenwarenhandlung, Pfarrhaus und Bäckerei den Mittelpunkt des Ortes. Unweit daneben steht die große evangelische Kirche und als Krönung auf einem Hügel die alte Burgruine, die alles überragt und aus jeder Richtung sichtbar ist. Ich liebe dieses mittelalterliche Relikt.

Die einzige Schule befindet sich fast neben unserer Wohnung, fünf Minuten die Pfarrgasse hinauf. Im kleinen Kino gegenüber der Post am anderen Ende der Stadt läuft erst seit ein paar Jahren wöchentlich ein Film – immer ausverkauft. Die Hauptstraße steigt vom Kino bergauf zum Marktplatz an, biegt fast rechtwinklig kurz vor der Schule ab und verläuft gerade bis zum Ortsrand. Hier steht auch die große Chemiefabrik, ansonsten beherrschen einige Textilbetriebe das Bild.

Für mich interessant sind die Leihbibliothek und das Freibad, das außerhalb der Stadt liegt. Ich muss dafür einen längeren Fußweg in Kauf nehmen, über einen kleinen Berg, durch den düsteren Stadtwald und an einer kleinen Straße entlang. Ungern gehe ich allein durch diesen Wald, er scheint so dunkel mit den hohen Buchen und dem braunen, weichen Boden, der jedes Geräusch schluckt. Oft drehe ich mich um, damit ich bemerke, wenn sich jemand heranschleicht. Aber meist gehe ich sowieso mit Elke, meiner Freundin aus der Klasse, hier entlang.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Im Freibad habe ich schwimmen gelernt, den ersten Kopfsprung überstanden, obwohl ich mich vor den Blutekeln am Beckenrand ekle. Gemeinsam haben wir die ersten verstohlenen Blicke auf gut aussehende Jungs in Badehose geworfen und uns am Kiosk vom Taschengeld Gummitiere gekauft, weil es die zu Hause nie gibt.

Gelangt man auf dem Rückweg wieder an die ersten Häuser, drückt der Anblick sofort auf die Stimmung, denn im Ort herrscht nur eine Farbe vor: Grau.

Die Häuser, oft baufällig, vor dem Krieg gebaut, kaum renoviert, stehen da in deprimierendem Einheitsgrau. Grau die Straßen und Fenster, selbst die wenigen Geschäftsauslagen scheinen grau.

Wir wohnen in einem solchen Haus zur Miete bei besagter Frau Sattler.

Eine schwarz-weiß gesprenkelte Steintreppe führt zur Wohnung im ersten Stock, mit Plumpsklo auf dem Gang. In der Küche befindet sich links vom Eingang ein Waschbecken. Zum Geschirrspülen wird auf dem Herd Wasser gekocht und in eine große Schüssel gegossen. In der anderen Schüssel tropfen dann Teller und Tassen ab.

Hier trifft sich die Familie auch zum Essen am großen Tisch.

An die Küche schließt sich das Wohnzimmer an, wo der Vater einen selbst gebastelten kleinen Raumteiler mit dem obligatorischen Gummibaum hingestellt hat. Neben dem Sofa befindet sich ein Bücherbord, obendrauf das wertvolle Radio und der noch wertvollere Plattenspieler. Gegenüber der Tür steht ein Schrank. Aber kein einfacher Schrank: Wenn man ihn aufsperrt, wird er zum Schreibtisch und beherbergt in vielen Ablagen, Kästen und Schubläden geheimnisvolle Dinge.

Zu den Schlafzimmern führt eine Tür neben der Küche. Über zwei Stufen gelangt man in die Abstellkammer, wo die Schätze der Hausfrau lagern – jede Menge Gläser mit eingemachtem Obst und Gurken, selbst gemachte Marmeladen und Säfte, Mehl, Zucker, Dosen mit Fischkonserven und kostbare Dinge, die „ergattert“ wurden, wie Kekse, haltbare Wurst, Kartoffelstärke.

Das Haus hat einen kleinen Innenhof, in dem die Schuhe geputzt werden oder Holz gehackt wird. Hinten ist das Waschhaus, das nun ungenutzt dasteht mit einem Kessel, in dem früher die Wäsche gekocht wurde. Im Keller lagern Kartoffeln, Äpfel sowie separat die Kohlen. Nur kleine Funzeln erhellen die dunklen

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Räume und ich singe immer laut, wenn ich mal etwas aus dem Keller holen muss. Es ist so unheimlich, ich erschrecke manchmal vor meinem eigenen Schatten. Da bin ich allein mit der Dunkelheit.

Auf einem großen Dachboden kann die Wäsche aufgehängt werden, allerdings müssen bei Regen oft Blechschüsseln und Eimer aufgestellt werden, weil es durch das Dach regnet.

Aber der Dachboden ist ebenso interessant wie gruselig. Es gibt viele verborgene, verwinkelte Ecken, kleine abgeschlossene Kammern, in die Peter und ich durch Spalten in den Holzlatten lugen. Man kann wunderbar Verstecken spielen, muss aber ganz leise wie eine Katze schleichen wegen der verräterisch knarrenden Bodendielen.

Meine Mutter hat in einer Kammer eine Piratenkiste mit abgelegten Kleidern stehen, die oft anprobiert werden, wenn eine Freundin von mir kommt.

In einer anderen Kammer hängen getrocknete Kräuter, besonders die langen Dillolden duften köstlich. Hier steht auch alles, was gerade nicht gebraucht wird, ein Schraubstock und diverses Werkzeug liegen auf einem Tisch, ein angeknackster Schlitten steht in der Ecke, alte Zeitungen türmen sich, eine Puppenstube lehnt ungenutzt an der Wand.

Ans Haus schließt sich ein kleiner Garten mit einem Apfelbaum und ein paar Beeten an. Wir Kinder dürfen hier ab und zu im Reich von Frau Sattler Petersilie pflücken und die Mutter kann Wäsche aufhängen. Wenn man sich im Garten aufhält, sieht man die Schulmauer.

Die Polytechnische Oberschule „Geschwister Scholl“ ist für eine Kleinstadt wie Finkenberg ein beeindruckender Bau: groß und düster, mit einer dicken Mauer.

Alle Kinder des Ortes und der Umgebung besuchen die Schule mindestens bis zur achten, die meisten bis zur zehnten Klasse.

Und nun ist mal wieder der erste September. Es ist Schulbeginn.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kapitel 2

Ich komme in die 7. Klasse. Der erste Schultag fängt wie immer um acht Uhr mit dem Fahnenappell an. Jede Klasse sammelt sich mit ihrem Klassenlehrer und stellt sich in geordnetem Block im Schulhof auf. Fast alle, wie auch ich, haben ihr Pionierhalstuch umgebunden. Ein Mädchen aus der zehnten Klasse, die Vorsitzende des Freundschaftsrates, steht mit dem Direktor vor allen Schülern und ruft: „Achtung! Stillgestanden!“ Sofort wird es ruhig.

„Die Augen ... geradeaus!“ Alle blicken nach vorn.

„Zur Meldung an Herrn Ziebler ... die Augen rechts!“ Die Köpfe rucken nach rechts.

Das Mädchen in blauer FDJ-Bluse marschiert ein paar Schritte Richtung Direktor, legt die Hand an den Kopf und meldet: „Genosse Ziebler, die Schüler der Geschwister-Scholl-Oberschule sind angetreten!“

Gnädig dankt dieser und ruft: „Seid bereit!“

Es erschallt ein: „Immer bereit!“

Beide schreiten zum Fahnenmast und hissen die DDR-Flagge.

Obwohl ich in die DDR hineingeboren wurde und für mich alles normal ist, spüre ich immer eine gewisse Abneigung gegen die militärischen Ausdrücke. Ganz leichter Widerwille steigt in mir auf und als es heißt: „Augen rechts!“, sehe ich weiter geradeaus – das würde wohl niemand merken.

Dann verkündet der Direktor: „Rühren!“

Es wird etwas unruhig unter den Schülern. Herr Ziebler mahnt zur Ruhe, macht die üblichen Bemerkungen zum neuen Schuljahr und stellt zwei Lehrer vor: „Die 7a wird ja schon gemerkt haben, dass sie einen neuen Klassenlehrer braucht. Das wird der Herr Körner sein.“

Die 7a starrt den jungen Lehrer in Lederjacke an, der da auf sie zukommt. Endlich ist der Appell beendet und alle Klassen strömen in ihre Zimmer. Sofort nehme ich das Halstuch ab und stopfe es in den Ranzen – die meisten machen es so. Außerdem trägt meine Banknachbarin Maria sowieso nie eins.

Der Tag wird noch recht aufregend, denn nicht nur Herr Körner, der neue Deutschlehrer, findet stille Beachtung, als er sich mit halber Pobacke auf das Pult setzt, auch der Stundenplan wird zur aufregenden Angelegenheit. In diesem Jahr gibt es neue Fächer: Staatsbürgerkunde, Englisch, UTP/ESP. Unter Letzterem

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

kann ich mir erst einmal nichts vorstellen. Ich tuschle mit Maria, die sich aber genauso wenig auskennt.

In der großen Pause stehen die meisten Schüler im Pausenhof herum. Elke, meine Freundin, fragt in einer Mädchenrunde: „Habt ihr das gesehen? Der Herr Körner saß auf dem Pult!“

„Was der sich traut!“, staunt Cornelia.

„Ach, der ist bestimmt nett“, werfe ich ein, „habt ihr gemerkt, dass er sich gleich unsere Namen merken konnte?“

„Hm, bei dem mussten wir nicht die blöden Namensschilder vor uns hinstellen. Aber mal was anderes: Habt ihr eine Ahnung, was UTP oder ESP ist?“ Alle schütteln den Kopf.

„Geh'n wir doch mal rüber zu Ronald“, schlägt Cornelia vor.

„Ach, das interessiert mich jetzt überhaupt nicht, ich habe Pause“, mault Gaby.

Trotzdem geht die kleine Gruppe zu den Jungs rüber, Ronald ist bei den Mädchen beliebt.

Ich spreche ihn an: „Du, kannst du dir irgendwas unter UTP und ESP vorstellen?“

Die Meute lacht: „Ha, ha, die Weiber haben wieder mal keine Ahnung!“

Elke versetzt dem neben sich stehenden Ralf eins auf die Birne: „Du gehst mir auf den Docht!“

„Hm“, meint Ronald ungerührt, „‘Unterrichtstag in der Produktion‘ und ‚Einführung in die sozialistische Produktion‘. Habt ihr mal wieder nicht aufgepasst?“

„Wir haben doch dich!“, scherze ich und wir Mädchen entfernen uns.

Am Nachmittag können alle heimgehen. Es ist ein warmer, sonniger Septembertag. Ich treffe mich mit Elke und wir gehen noch mal ins Freibad, bevor es geschlossen wird.

Es ist wenig los, dafür können wir uns ungestört in der Umkleidekabine, die offen ist, umziehen, ohne dass Jungs auftauchen und versuchen, uns anzuglotzen. Die ersten bunten Blätter von den umstehenden Bäumen segeln ins Schwimmbecken.

In den nächsten Tagen und Wochen geht das Schulleben seinen sozialistischen Gang. Ich blättere zu Hause in den neuen Schulbüchern und ahne, dass ESP und Staatsbürgerkunde nicht zu meinen Lieblingsfächern werden würden.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Aber erst einmal gibt es einige Aufregung im Englisch-Unterricht. Die erste Stunde findet am Mittwochnachmittag statt, eine Doppelstunde, die bis um sechs dauert.

Die siebenten Klassen werden zusammengelegt, da sicher nicht alle Schüler Englisch lernen wollen – es ist ein fakultatives Fach, noch dazu zu später Stunde. Elke und ich haben in einer der hinteren Bänke einen Platz ergattert, einige Schüler stehen, so voll ist das Klassenzimmer.

Mir fällt es leicht, Fremdsprachen zu lernen, also bin ich da.

Voller Elan kommt Herr Erhard, der Englischlehrer, hereingestürmt, wirft einen Blick auf die anwesenden Massen und stockt: „Ja, was ist denn hier los? Was wollt ihr denn alle hier?“

In den vorderen Reihen sagt ein Junge: „Na, Englisch lernen.“

Der Lehrer: „Aber so geht das nicht. Das sind zu viele. Da muss ich Herrn Ziebler holen.“

Er rauscht ab, es wird sehr laut, bis plötzlich beide Lehrer in der Klasse stehen.

Herr Ziebler redet auf die Schüler ein: „Also, ihr wisst schon, dass jede Stunde bis abends um sechs geht? Ihr müsst auch immer anwesend sein, Ausnahmen gibt es nicht. Außerdem muss nur der Schüler Englisch lernen, der auf die EOS will. Und das könnt ihr doch unmöglich alle wollen!“

Die ersten verlassen das Zimmer, aber für den Englischlehrer sind es immer noch zu viele. Er tuschelt mit dem Direktor, der bekannt gibt, jeder solle es sich noch einmal überlegen.

Einige kommen beim nächsten Mal nicht, trotzdem muss die Klasse geteilt werden.

(Überlegung des Direktors: Irgendwas läuft falsch, Russisch lernen doch die Kinder auch nicht so gerne, noch dazu freiwillig ...)

Elke und ich lassen uns nicht abschrecken.

Da tritt das nächste Problem auf: Herr Erhard verkündet, die Grundlage für den Unterricht sei der Fernsehkurs „Hello viewers“. Erschrocken flüstere ich Elke zu: „Was mache ich denn jetzt? Wir haben doch keinen Fernseher!“

Elke zuckt mit den Schultern. Nach der Stunde schlägt sie vor: „Weißt du was, vielleicht kannst du zu uns kommen. Ich frage mal meinen Vater.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich nicke dankbar, gehe aber doch etwas geknickt nach Hause, denn der Vater von Elke unterrichtet an der Schule und macht einen strengen Eindruck.

Mein Vater meint nur: „Da kann ich dir auch nicht helfen. Du musst jemanden finden, wo du hingehen kannst oder du lernst kein Englisch. Ein Fernseher kommt mir nicht ins Haus!“

Glücklicherweise sind Elkes Eltern einverstanden, und so sitzen wir wöchentlich eine Stunde vor dem Fernseher. Die Serie ist eine DDR-Produktion, aber in gewisser Weise ein Tor zur Welt. Wir staunen über einen Auftritt von Louis Armstrong, die Londoner Sehenswürdigkeiten, einen Kinobesuch, Theatervorstellungen, die Highlands, den Geburtsort von Shakespeare ...

Davon haben wir noch nie gehört.

So interessant ist der UTP/ESP-Unterricht leider nicht. Aber ich finde mich damit ab, schließlich kann nicht alles toll sein.

Mittwochs findet sich die ganze Klasse um acht am Eingang der Chemiefabrik „VEB Kunstseidenwerk“ ein und wird in einen kleinen Raum mit Schultischen und Tafel gebracht. Der ESP-Lehrer, Herr Moll, erklärt den Ablauf des Tages: „Bis zur Pause habt ihr UTP, danach ESP. Der Unterrichtstag in der sozialistischen Produktion soll euch zeigen, was die Arbeiterklasse leistet. Ihr habt ja auf dem Weg hierher schon viele Arbeiter gesehen, die alle zur Stärkung des Sozialismus tätig sind.“

Die ersten Schüler lümmeln sich gelangweilt in die Bank oder halten beim Gähnen verstohlen die Hand vor den Mund. Schon wieder das, was sie immer hören!

Er fährt fort: „Damit ihr erfahrt, wie schwer die Werktätigen arbeiten, gibt es diesen Tag. Am Anfang lernt ihr in der Metallverarbeitung die verschiedenen Werkzeuge kennen und ihr werdet in den ersten Wochen feilen und Gewinde drehen. Aber heute fangen wir mit einer Betriebsführung an. Danach treffen wir uns wieder hier. Im anschließenden ESP-Unterricht werden wir ab nächster Woche eure Ergebnisse auswerten. Ihr sollt natürlich viel über die sozialistische Planwirtschaft lernen. Dazu gehören auch die Parteitage der SED und die Grundlagen der sozialistischen Volkswirtschaft.“

Ich atme auf. Feilen kann ich schon, denke ich, also wird es nicht so schwer werden. Nur der andere Scheiß wird schwer zu überstehen sein.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Nun erheben sich alle zur Betriebsführung. Die Schüler wissen natürlich, dass in der Fabrik Kunstseide hergestellt wird.

Kunstseide, dieser herrliche Stoff, aus dem die Träume sind! In wundervollen Farben liegt er vor dir, raschelt, fühlt sich toll auf der Haut an. Man knüllt ihn zusammen, lässt los und glatt ist er. Man möchte immer nur darüberstreichen. Die neueste Mode kann man daraus schneiden. Oder kaufen.

Schön wär's! Leider ist das Gegenteil der Fall, meine Hirngespinnste sind die reinste Ironie.

Herr Moll und ein Arbeiter gehen voraus in die Spinnerei.

Eine Plastetür geht auf und beißender Geruch schlägt uns entgegen. Die Spinnmaschinen rattern in Reihen, einzelne Frauen laufen davor herum und schauen, dass die Fäden nicht unterbrochen werden. Ich denke: Wie kann man das hier aushalten! Und wieso wird aus einer Flüssigkeit ein Faden? Ich sage aber nichts, sondern presse krampfhaft den Mund zusammen, es stinkt bestialisch! Und es ist laut. Der Arbeiter winkt eine der Frauen herbei, die den Produktionsvorgang erklären muss. Ich stehe weit hinten und verstehe fast nichts.

Ich tippe dem vor mir stehenden Roland auf die Schulter: „Was stinkt denn hier so?“

„Das ist die Schwefelsäure“, antwortet er. Ich bin entsetzt. Was, aus Schwefelsäure entstehen Fäden? Und das trägt man dann am Körper?

Die Frauen haben bei der Arbeit einen Kittel an, sonst keinerlei Schutzbekleidung. Ist ein Faden unterbrochen, fassen sie mit bloßen Fingern hin. Zwei Mädchen gehen schon hinaus, ihnen ist schlecht. Ich kapiere die Zusammenhänge nicht, interessiert mich auch wenig, nur raus hier!

In den anderen Abteilungen, wo die Fäden auf große Rollen gewickelt, gewaschen, gekämmt, kontrolliert und gewebt werden, ist es nicht so schlimm, obwohl der Geruch über allem liegt. Kein Wunder, dass die Elster so stinkt. Und dass keinerlei Leben darin ist, schließlich kann auch kein Tier in Säure leben.

Elke sagt zu mir: „Hoffentlich müssen wir da mal nicht arbeiten.“

Ich nicke und meine: „Und keine Arbeit darüber schreiben. Ich habe nämlich nichts verstanden.“

Wir sind beide froh, als der Tag dem Ende entgegengeht.

Zu Hause sitze ich über den Hausaufgaben, als meine Mutter mich unterbricht und auffordert: „Angelika, du musst mal mit zum Einkaufen gehen. Ich habe

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

gehört, heute könnte es bei Seidels Nähadeln geben. Da musst du dich gleich anstellen. Ich gehe zu Müllers und komme dann zu dir.“

Seufzend stehe ich auf und gehe mit ihr los. Als wir am Marktplatz ankommen, sehen wir schon die Schlange vor der Eisenwarenhandlung – na, das kann dauern!

Mutter meint: „Zumindest gibt es irgendetwas.“

Sie geht weiter, um Lebensmittel einzukaufen, ich stelle mich an. Nach einer halben Stunde komme ich mit Sicherheitsnadeln aus dem Laden. Meine Mutter biegt soeben um die Ecke, ich zeige ihr die Nadeln, worauf sie meint: „Besser als nichts.“

Wir tragen zusammen die Tasche mit den Bier- und Limoflaschen nach Hause.

Ich frage: „Und, gab’s bei Müllers was Besonderes?“

„Hm“, ist die Antwort, „eine neue Margarinesorte. Nicht mehr in Papier gewickelt, sondern im Plastebecher. Dafür habe ich keine Butter bekommen. Aber jetzt müssen wir sehen, dass wir noch ein Brot abkriegem.“

Die Bäckerei liegt auf dem Rückweg. Schon alles wie leergefegt!

Meine Mutter tritt mit enttäuschem Blick in den Laden: „Ach, guten Tag, Frau Dorner, Brot ist schon alle? Haben Sie nicht noch was?“

Die Bäckerfrau nickt, sie kennt ja uns beide, verschwindet kurz hinter der Tür und bringt ein in Papier gewickeltes Brot.

„Macht eine Mark fünfzig, Frau Stichling“.

„Vielen Dank“, murmelt diese und bezahlt. Es ist so entwürdigend.

Zum Abendbrot gibt es Margarine, Brot, Fisch aus der Dose, etwas Wurst und Stinkekäse – das Übliche eben.

Am nächsten Tag in der Schule versucht die neue Russischlehrerin Fräulein Ebert etwas Neues: „So, heute werden wir mal das russische Alphabet singen. Schlagt bitte Seite vierundzwanzig auf.“

Alle blättern geräuschvoll in den Büchern.

„Die Melodie ist die von ‚Ein Männlein steht im Walde‘.“

Ralf und Bernhard rufen dazwischen: „Die kennen wir aber nicht! Singen Sie es doch vor!“

Es wird unruhig, einige nicken oder kichern. Natürlich kennt jeder das Lied, aber die Rabauken der Klasse haben sofort gemerkt, wie unsicher die junge Lehrerin wirkt.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Sie meint: „Das kann ich mir jetzt nicht vorstellen. Aber na gut, ich versuche es.“

Sie fängt an zu singen, recht leise, hält aber durch und am Ende wird sie rot.

Gejohle und Geklatsche setzt ein, die Jungs beruhigen sich kaum.

„Super, Fräulein Ebert!“, ruft Ralf und lacht irgendwie schadenfroh. In der Klasse wird es nicht leise, Fräulein Eberts Stimme überschlägt sich: „Jetzt ist hier aber Ruhe!“

Sie kann sich nicht durchsetzen.

Plötzlich geht die Tür auf und Herr Ziebler donnert: „Was ist denn hier los?“

Die Lehrerin kann vor Schreck gar nichts sagen. Zur Klasse gewandt, gibt er die Anweisung: „Pioniere verhalten sich ruhig!“

Er geht kurz mit Fräulein Ebert vor die Tür, mit hochrotem Kopf kommt sie zurück.

Der Rest der Stunde verläuft geordnet – obwohl Bernhard und Ralf sich noch oft verstohlen angrinsen.

Das neue Fach Staatsbürgerkunde anschließend ist nicht so lustig. Dafür sorgt schon der Lehrer, Herr Uhlig, ein verbissener, ernster Mensch, der auch Geschichte unterrichtet. Ich stelle bald fest, dass zwischen beiden Fächern kaum ein Unterschied besteht. Im ersten Jahr des Geschichts-Unterrichtes ging es um die Römer und Griechen, was mich faszinierte. Doch mit jedem weiteren Schuljahr wird es langweiliger, immer wenn ich einen Blick in das neue Schulbuch werfe, kündigt sich erneut ein Jahr mit der Geschichte der Arbeiterbewegung an, ewig der gleiche Kreislauf. Aber wir sind ja noch am Anfang, und es ist etwas Neues.

Herr Uhlig fragt streng: „Was meint ihr, werdet ihr in Staatsbürgerkunde lernen?“

Niemand meldet sich. Sein Blick gleitet nach hinten in die letzte Reihe. Da sitze ich.

Er sieht mich an und fragt: „Du da, wie heißt du?“

Ich stehe auf: „Angelika.“

„Wie noch?“

„Stichling.“

„Also, kannst du mir eine Antwort geben?“

Fragend meine ich: „Dass wir gute Staatsbürger werden?“

„Na, nicht ganz schlecht, setzen. Also, da schlagen jetzt mal alle die Seite fünf auf.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Blätterrascheln. Ein Foto mit Panzern, Stacheldraht und einigen Menschen ist zu sehen.

Er fährt fort: „Ihr seht hier ein Bild von einem wichtigen historischen Ereignis in der Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalls am 13. August 1961. Die Arbeiterklasse des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates hat verhindert, dass der Klassenfeind aus dem imperialistischen Westdeutschland hier eindringen und seine bösen Absichten verwirklichen kann. Nun ist es möglich, dass wir den Sozialismus in Ruhe aufbauen können. Und wer wird uns dabei schützen?“

Einige Arme schnellen hoch, Klaus kommt dran: „Die Nationale Volksarmee.“ „Richtig“, bestätigt Herr Uhlig, „das ist jetzt nur ein Beispiel dafür, dass wir immer wachsam sein müssen. Der Klassenfeind versucht täglich – auch in dieser Minute! – gegen uns zu kämpfen. Natürlich ist klar, dass der Sozialismus gesetzmäßig siegen wird. Aber wir müssen immer auf der Hut sein und für einen Krieg gerüstet. Wir kämpfen hier für den Weltfrieden.“

Ich bin wie alle anderen in der Klasse beeindruckt von diesen Worten und glaube alles, höre ich es doch nicht zum ersten Mal. Bei den Pioniernachmittagen ist mir schon Ähnliches zu Ohren gekommen. Einen Krieg kann ich mir nicht vorstellen, aber Angst davor habe ich bereits jetzt.

Herr Uhlig: „Ihr werdet euch auch mit den Lehren des Marxismus-Leninismus beschäftigen, damit ihr dem Klassenfeind mutig und tapfer gegenüber treten könnt. Wenn ihr wisst, was Marx, Engels und Lenin gesagt haben, kann euch nichts passieren.“

So, Hausaufgabe ist, die Lebensläufe von Karl Marx und Friedrich Engels zu lernen. Die werde ich kommende Stunde abfragen.“

Er stolziert aus dem Klassenzimmer. Die vierzig Schüler in der Klasse verhalten sich recht ruhig, die Gefahr eines Krieges bedrückt viele.

Am Nachmittag müssen sich alle versammeln, um sich für eine Arbeitsgemeinschaft anzumelden, das ist Pflicht. Es gibt die Üblichen zur Auswahl: AG Rezitation, AG Junge Modellbauer, AG Matheolympiade, AG Theater, ...

Ich will vermeiden, so etwas zu machen, ich suche etwas Sportliches: AG Geräteturnen und AG Federball. Das ist es! Irgendeine „gesellschaftliche Aktivität“ muss im Zeugnis nachgewiesen werden und Federball-Spielen ist gewiss lustiger als die anderen langweiligen AGs.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!